

Noch einmal klang es durch die Kirche: „Ist Christian Burgath hier?“

Christian stand auf. Man sah ihn an, man sah ihn erst jetzt. „Christian“, sagte der Pfarrer, „es findet jetzt im Anschluß an den Gottesdienst eine allgemeine Bescherung im Gemeindehaus statt. Wir wußten nicht genau, ob du hier oder bei deinem Sohn bist, aber da du hier bist: willst du die Bescherung übernehmen?“

Und nach dem Pfarrer kam der Gutsherr und sagte: „Warum hast du dich nie gemeldet, Christian, wir dachten, du seist nicht mehr hier, das muß anders werden — und gleich muß der Schlitten mit meinem Sohn und deinem Entel kommen, was sagst du dazu, daß sie im selben Regiment dienen und sogar Stubenkameraden sind?“

Christian sagte nichts. Er verstand wohl auch nur die Hälfte. Und dann war er der Weihnachtsmann inmitten einer ungsamen stillen, schenen und gespannten und bald frohen und ihn umgebenden Kinderschar. Die Lichter flackerten, und Christian verteilte die Gaben, an den Wänden standen die Eltern der Kinder und saßen auf den alten Mann, der sie schon in dem Alter dieser Kinder gekannt hatte, sahen auch, wie seine Hände zitterten, und wie schwer es ihm fiel, die großen Namensaufschriften auf

den Bescherenten zu lesen, und dachten daran, wie er ihnen vor langer Zeit die Stimmen der Waldvögel erklärt hatte, wie er ihnen Schalmeyen geschmückt und wie er sie als erster auf die Pferde gesetzt hatte...

Es war ein langer Schlittenzug, der den alten Christian dann nach Hause brachte; die Pferde schnauften, hell klangen die Schlittenglocken, dumpf die Kirchenglocken, die Stimmen drangen weithin durch die kalte Frostnacht, Sterne glitzerten auf tiefblauem Himmel, auch der Schnee glitzerte und knirschte, vom Turm der alten Dorfkirche verlöndete ein Bläserchor: „Friede auf Erden“ und im vordersten Schlitten lagte ein junger Soldat:

„Bitte, Großvater Christian, sei nicht böse, daß mein Vater dir nur ein paar Glückwünsche schickte und sonst nichts. Er hat viel zu tun und wußte auch noch nicht, daß ich Weihnachtsurlaub bekomme, und daß ich dann unbedingt zu dir kommen würde. Aber er wußte, wie sehr man sich hier um dich kümmert. Und morgen kommt er auch.“

„Ach, der Brief“, nickte Christian, nachdem er angestrengt, undächtig, aber etwas verständnislos gelauscht hatte. „Ich habe ihn noch nicht gelesen — du weißt, meine Augen. Hier ist er. Er kündigt wohl auch nur deinen Besuch an.“ Seine alten Augen strahlten froh.

Die wiedergefundene Weihnacht

Eine Geschichte von Frieda Velt

Immer, wenn es Weihnachten wurde, kam in das Herz des Martin Bauer, eines Zimmermanns von Beruf, ein heimliches Leid. Was ihm als Kind so viel Freude und Seligkeit gewesen, schien wie vom Wind verweht, und er wußte nicht mehr um den Sinn des lieblichen Festes. Es schuf bei seinem Nahen Unlust und Traurigkeit in ihm; die Mutter fiel ihm ein — mit ihren Krippenliedern, und dann war ihm so weh, als habe er sie verraten.

Der Pfarrer in der Kirche redete von einem Frieden, der dennoch nicht in sein Herz kommen wollte, und die Kameraden, die vom Kaufen und Schenken sprachen und dabei an Essen und Trinken dachten, schienen ihm betrogen wie er selber.

Die Werkstatt war früh geschlossen, und Martin Bauer wanderte abseits, in den kleinen, dunklen Straßen, wo ihm nur das Glimmlicht seiner Pfeife leuchtete und wohin der Lärm des Weihnachtsmarktes nicht drang. Er wollte weder sehen noch hören. Sie sollten erst vorbei sein, diese Tage...

Aber an einem halb erleuchteten Bäderladen steht ein kleiner Junge und weint. Martin Bauer bleibt stehen. Kinderkummer am Weihnachtsabend? Das ist traurig.

„Warum weinst du, Kleiner?“ fragt er.

„Mutter's Geld hat er verloren, Mutter's ganzes Geld.“

„Wieviel war es denn?“

„Fünf Mark!“ — und wieder das furchtbare Schluchzen.

„Fünf Mark, das ist freilich viel. Was wirst du denn nun tun?“

Der Junge zuckt mit den Schultern und weint weiter.

Martin möchte dem Kind helfen, aber fünf Mark...? Dann bleibt ihm selber nichts. Gar nichts. Es fällt ihm ein, daß er eben noch die Menschen verworfen hatte, die im Kaufen und Essen und Trinken den Sinn des Festes sahen.

„Komm, ich kaufe dir einen Waden.“

Der Junge gibt ihm seine unbegreiflich weiche, kleine Hand, steckt dann den Waden in die Tasche und läuft nebenher. Er schluchzt immer noch.

Martin Bauer biegt in eine hellere Straße, aber das Kind sieht trübe auf all die Herrlichkeit. Mutter's Kummer ist allein in seinem Herzen.

Martin Bauer bleibt stehen. „Ich werde dir die fünf Mark schenken“, sagt er und sieht das Kind an. Dessen Züge erhellen sich, und es leuchtet sofort um. Dabei läßt es des Freundes Hand nicht aus der seinen. Martin bleibt abermals stehen und nimmt das Geld aus der Tasche und drückt es in die Faust des Kindes. Doch da verhängen sich dessen Züge von neuem.

„Was wird die Mutter sagen, wenn ich ihr erzähle, daß ich das Geld verloren habe?“ Bekümmert blicken die großen Kinderaugen auf.

„Das hast du doch jetzt wieder“, lacht Martin Bauer, „und brauchst der Mutter gar nichts davon zu sagen.“

Am Augenblick scheint das den kleinen Kerl zu beruhigen,

und er klappt den Großen immer an der Hand, die Treppen empor. Ja, Martin mußte mitkommen...

Verlegen steht der Mann in der Tür — und vor dem Weihnachtsbaum, den er hat meiden wollen — und vor der Mutter, die, genau wie einst die seine, auf dem Schemel sitzt, die Kinder ringsherum, und ihn mit glühenden Augen willkommen heißt. Vänght hat sie des Jungen vermeinte Augen gesehen und auf sein verspätetes Kommen das richtige Verschen gemacht. „Wo hast du die Waden, Kurichen?“ Nur dies sagt sie.

Kurt zieht den geschenkten Waden aus der Tasche, legt die fünf Mark daneben und ist ganz still.

Die Mutter sieht von dem Jungen auf Martin und nickt. Dann steht sie auf und zündet den Baum an.

Martin Bauer ist, als zünde sie mit jedem Licht sein Herz an, daß es langsam wie ein helles Feuer brennt...

Kurt indes rückt unruhig auf seinem Stühlchen. Er kann nicht froh werden, da er vor der Mutter ein Geheimnis hat. Ihn drückt die Schuld, die er nicht bekannte, und auf einmal — unendlich langsam zündet die Mutter die Kerzen an — hängt der Junge der stillen Frau am Hals. „Mutter — Mutter — ich habe die fünf Mark verloren...“ und seine Tränen gleichen einem befreiten Bach. Ach, es ist ein glückseliges Weinen unter all den Lichtern und der Mutter jählichen Händen.

„Es kann schon einmal geschehen“, sagt die Mutter, und es ist, als fahre ein unsichtbares Lichtlein über die weinenden Augen und trockne sie mit einem Schläge. Der Junge ist nicht wiederzuerkennen, und ein unbeschreiblicher Glanz schwebt im ganzen Raum...

Martin Bauer versinkt in Gedanken — und die Frau läßt ihn so.

Wie steht es wohl mit ihm? Ist vielleicht das holde Geheimnis der Weihnacht verschüttet und verdunkelt von all der Schuld, mit der Zeit und Menschen und vor allem er selber es beladen haben?

In des Zimmermanns Seele tut sich eine Tür auf, und daraus schreiten in langer Zügen die Stunden, die nicht recht getan waren... schreiten und schreiten... und mit jeder, die hervortritt, wird es heller; und da liegt es auf einmal, da liegt es endlich wieder, das liebe Kindlein im Stroh und sein eigenes reines Kinderherz... da liegt es, und es ist alles, alles wieder gut.

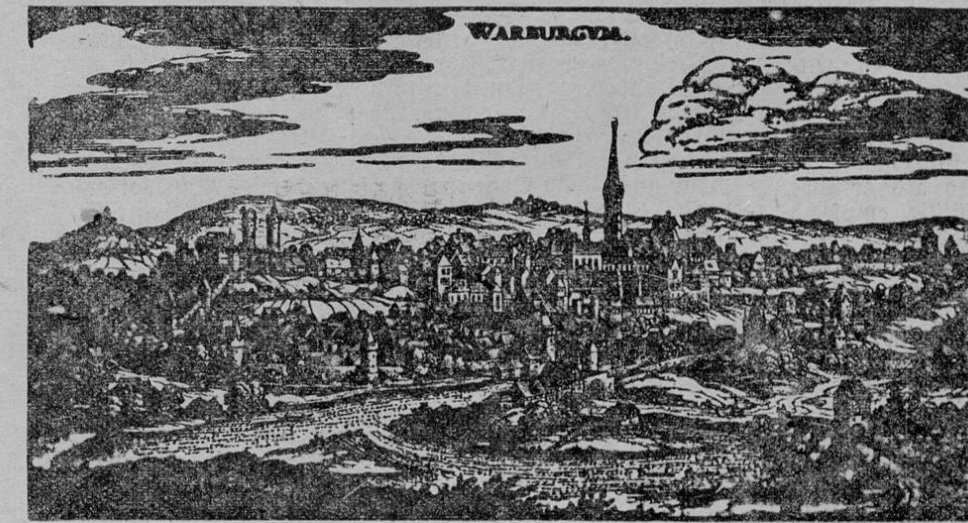
Kaum, daß er sprechen kann, nur singen — singen kann er wieder...

„Frau, ich muß jetzt heim, — meinen eigenen Baum anzünden“, sagt er und steht auf.

Die Frau geht an den Glasschrank und bringt heimlich das dem Bublen geschenkte Geld. Martin Bauer lacht. „Nein, Frau, das könnt Ihr nicht gut meinen. Fünf Mark ist wahrlich nicht zu viel gezahlt für eine wiedergefundene Weihnacht.“

Sie sieht ihn lange an, mit seiner Mutter strahlenden Augen — und versteht und läßt ihn in Frieden ziehen.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
**Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes**
die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgefühls
annimmt.
Geeignete Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge
verboten
Schriftleitung: H. G. H. H.,
Warburg

Nr 82

23 Dezember 1939

13 Jahrgang



18

Bevor Herdegen antworten konnte, war Donna Mercedes dazwischengeschritten. „Das hat sich leider geändert, mein Kind. Wir haben uns in diesem Herrn getäuscht! — Aber vielleicht läßt dich uns lieber allein, Vorekind! Bitte meine Gäste, sich noch eine kurze Weile zu gedulden. Und — es werden gleich einige Herren von der Polizei kommen. Unterrichte das Mädchen, daß diese Herren unauffällig zu mir in dieses Zimmer geführt werden.“

Vore machte ein äußerst bestürztes Gesicht. „Aber... liebe Tante, was soll das bedeuten?“

Herdegen fiel mit einem unbefürmten Vagen ein. „Sie brauchen sich keine Gedanken zu machen, Fräulein Sommerfeld. Es handelt sich nur um einen kleinen Scherz — oder sagen wir: um eine Wette! Jawohl, um eine originelle Wette! Ich werde Ihnen nachher erzählen, wer die Wette gewonnen hat!“

„Geh jetzt, mein Kind!“ drängte Donna Mercedes mit einem wütenden Seitenblick auf Herdegen.

Herdegen blickte ungeduldig auf die Uhr. „Eine langweilige Wette! Der Weg von der Wache beträgt doch nur einige Minuten. Die Leute könnten längst hier sein!“

Ihre respektlosen Redensarten werden Ihnen bald vergehen. Sie fühlen sich wahrscheinlich in dem Bewußtsein sicher, daß man Ihnen nichts nachweisen kann. Keine Sorge, meine Aussage wird genügen, Sie hierher zu bringen. Außerdem habe ich als Gefühl, daß eine Durchsuchung Ihres Gepäcks hinreichende Schuldbeweise zutage fördern wird!“

„Was Sie für wunderbare Gefühle haben! Geradezu heilschmerzhaft!“

Endlich klopfte es an die Tür, drei Herren in Zivil traten ein. In dem einen erkannte Herdegen seinen Kollegen von der Wache:

Auch der andere erkannte ihn sofort und trat mit einem respektvollen Gruß auf ihn zu. „Ach, Sie sind auch hier, Herr Kommissar! Entschuldigen Sie, daß wir uns etwas verspätet haben. Kollege Wilkens mußte erst von seiner Wohnung geholt werden! Na — und wo haben Sie die Burichen, die wir verhaften wollten?“

„Ja!“ sagte Herdegen. „Wo haben wir sie bloß? Ich fürchte, lieber Kollege, sie sind uns entwichen! Es müßte sein, daß unsere spanische Tante sie irgendwo in einen Kleiderschrank gesperrt hat!“

Die Wirkung, die das kurze Gespräch auf Donna Mercedes ausübte, war unbeschreiblich. Als die Beamten eintreten, hatte sie erleichtert aufgesatmet, als aber der eine Herdegen in einer Art Begrüßung, als sei dieser sein Vorgesetzter, da drohte ihr vor jähem Schreck das Herz zu stehen.

Wie sollte sie sich getäuscht haben? Sollte dieser Herdegen gar kein Verbrecher sein —

Nein, kein Zweifel, er war... Kriminalbeamter — und sie hatte soeben die ungeheuerlichste Dummheit ihres Lebens gemacht. Nun gab es nur noch eins: zu retten, was zu retten war.

„In der Tat, meine Herren, es... es war ein kleiner Scherz. Herr Herdegen hat sich mit uns allen einen Scherz erlaubt. Nehmen Sie es ihm bitte nicht übel! — Sie haben die Wette gewonnen, lieber Herdegen, meine Hochachtung!“

Sie versuchte ein strahlendes Lächeln, aber es wirkte etwas gekünstelt. Dabei öffnete sie die Tür. „Ich darf doch die Herren bitten, meine Gäste zu sein. Ein gutes Glas unseres vorzüglichen Weines wird Sie sicher rasch versöhnt haben.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen!“ lächelte Herdegen, indem er behutsam die Tür wieder schloß. „Aber wir können Ihre Einladung nicht annehmen. Ich mache dafür einen Gegenvorschlag und bitte Sie, Ihre Gäste unser Gast zu sein. Sie sind verhaftet, Donna Mercedes. Sie werden klug genug sein und uns ohne Aufsehen folgen.“

„Hol euch alle der Teufel!“ knirschte Tante Mercedes. „Benützen wir die Hintertreppe!“

„Schön!“ sagte Herdegen. „Benützen wir die Hintertreppe!“

24.

Ungefähr zu derselben Zeit drang Billy Raut... mit seiner Führerin in das Dickicht des Grenzwaldes ein. Sie hatten noch nicht viel miteinander gesprochen. Die

Begegnung mit dem alten Bargent und seine Verhaftung stand noch zu sehr in ihrer Erinnerung.

Bisher hatte das Licht der Sterne ihren Weg notdürftig erhellt, nun aber waren sie von vollkommener Finsternis eingeschlossen.

Willi Ruland, dem die Gegend fremd war, verspürte ein bekümmertes Gefühl der Unsicherheit. Alle Augenblicke stolperte er und einmal konnte er sich mit seinen vortastenden Armen gerade noch vor dem Zusammenstoß mit einem Baum bewahren.

„Können Sie denn gar nichts sehen?“ wunderte sich Bissy. „Ach ja, als Großstadtmensch verliert man seine Nachttaugen. Ihre Hand, ich werde Sie führen.“

Damit war er gern einverstanden, und als er ihre schmalen, warmen Finger in den seinen fühlte, empfand er ein dankbares Gefühl für ihre Kameradschaft.

Zum Grunde genommen, wunderte er sich ein wenig über sie. Denn das Unternehmen war nicht ungefährlich. Sie konnten erkappt werden, und dann würde sie, wenn sie auch vermutlich einen Grenzschein hatte, mit Unannehmlichkeiten zu rechnen haben. Aber auch wenn sie unangefochten hinüberkamen — für sie blieb die Beschwerte des nächtlichen Marsches, der einsame Rückweg . . . Es imponierte ihm, wie sie alles daransetzte, um das Verbrechen ihres Vaters wiedergutzumachen. Stumm folgte er ihr.

In einer knappen Stunde haben wir's geschafft! Drüben wartet Gregor im Auto und bringt Sie bei Civet über die französische Grenze,“ munterte ihn Bissy auf. „Sind Sie noch nicht müde?“

„Sie wollen sich über mich lustig machen?“

„Über nein, wie können Sie so etwas denken? Ich spüre es doch selbst! Wir sind bereits zwei Stunden unterwegs. Ich bin es selber gar nicht mehr gewöhnt!“

„Wäre es nicht vernünftiger, wenn Sie jetzt umkehren würden? Ich werde mich schon zurechtfinden. Einfach immer geradeaus, dann muß ich doch ans Ziel kommen.“

„Immer geradeaus!“ lachte sie. „Und wie wollen Sie das nachprüfen, ob Sie immer geradeaus gehen? Sie haben sicher noch niemals eine solche Wanderung gemacht, sonst wüßten Sie, daß es ohne Hilfsmittel unmöglich ist, eine bestimmte Richtung einzubehalten.“

Willi Ruland mußte allerdings zugeben, daß er hierin keinerlei Erfahrung besaß. „Aber was machen wir bloß? Ich kann doch ein so großes Opfer wirklich nicht von Ihnen verlangen!“

„Ich weiß einen wunderbaren Ausweg, Herr Ruland! Wir legen uns auf den nächsten umgestürzten Baumstamm und ruhen uns ein wenig aus. Dann werden wir den Rest des Weges spielend bewältigen.“

„Das war ein gutes Wort, wenigstens mich Ihr Vorsatz ganz ganz darüber beruhigen kann, daß ich sehr selbstständig handelte, Ihr Angebot anzunehmen.“

„Ihre Reue kommt zu spät!“ meinte Bissy Bargent spöttisch. „Lassen Sie also diese unnötigen Selbstvorwürfe! Sie überzeugen mich doch nicht!“

Und dann saßen sie dicht nebeneinander und hatten ganz vergessen, ihre Hände zu lösen. Genau gesagt: jeder behielt mit Absicht die Hand des andern in der seinen, jeder glaubte, daß der andere vergessen habe, loszulassen, und so freuten sich beide ihrer kleinen List. „Sie werden dem Manne, den Sie lieben, einmal ein guter Kamerad sein!“ flüsterte Willi und spürte die Nähe ihres Gesichtes.

„Ich werde ihn nie bekommen!“ entgegnete sie und begann in das Dunkel hinein von Peter Vangen zu sprechen, der zwar behauptet hatte, sie zu lieben, der aber doch für sie unerreichbar sei.

Es tat ihr unendlich wohl, sich einmal aussprechen zu dürfen. Er allein mußte ja, wie es mit dem Vater stand, daß sie, durch die Bande des Blutes an ihn gefesselt, auf das Glück verzichten mußte.

„Wir waren Schulkameraden!“ sagte sie. „Und er hat mich schon immer gerne gesehen, und ich könnte einmal seine Frau werden, wenn ich nur ja sagen wollte.“

„Und wegen Ihres Vaters glauben Sie, dieses Ja verweigern zu müssen? — Gesehen Sie ihm die Wahrheit? — und stellen Sie ihn vor die Wahl! Wenn er Sie wirklich liebhat, wird er die Tatsachen in Kauf nehmen.“

„Und wenn er es täte . . . er will Richter werden. Ueber kurz oder lang würde die Ernüchterung und die Reue kommen. Nein, nein, es hätte keinen Zweck!“

Ruland schwieg.

„Warum muß es so sein . . .?“ fragte sie nach einer Weile hilflos, und in ihrer Stimme klang eine schmerzliche Erregung.

„Eines Tages wird Ihnen das Leben auf diese Frage eine Antwort geben!“ entgegnete er, so daß man meinen mochte, er habe schon weiß Gott welche Erfahrungen gesammelt. Und aus einer plötzlichen Eingebung heraus setzte er hinzu: „Kommen Sie mit nach Paris!“

Es stand kein Plan, kein nützlicher Zweck hinter dieser unvermittelten Einladung, aber es dachte ihm, als würde ihre Begleitung ihm eine Hilfe sein.

Zu seiner Ueberraschung blieb der erwartete Widerspruch aus — im Gegenteil, sie schien dieses Angebot erwartet zu haben. „Wenn es Ihnen recht ist?“ sagte sie aufstehend. „Aber dann wollen wir keine Zeit mehr verlieren.“

Willi folgte ihrem Beispiel. Er hatte sie verstanden: sie wollte durch den Einsatz ihrer Kräfte für den Mafel sühnen, mit dem sie sich durch die Schuld des Vaters behaftet fühlte.

Sie setzten ihre Wanderung fort; aber als sie vielleicht eine knappe Viertelstunde gegangen waren, blieb Willi Ruland plötzlich aufhorchend stehen und bedeutete der Vorangehenden, das gleiche zu tun.

„Haben Sie nichts gehört?“

In der Tat, da waren knackernde Geräusche, ferne Stimmen, ab und zu ein hallender Ruf.

„Es kommt von hinten!“ flüsterte Bissy. „Wir werden verfolgt.“

„Los! Laufen wir! Wir müssen gleich an der Grenze sein! Es wäre der Gipfel der Niedertrachtigkeit, wenn unser Vorhaben im letzten Augenblick vereitelt würde.“

Sorgfältig jedes laute Geräusch vermeidend, glitten sie vorwärts, aber da — was war das eben? „Au-land!“ scholl es deutlicher aus dem Dunkel hinter ihnen.

Gleich darauf bligte fern der Schein einer Taschenlampe auf. „Was soll das bedeuten?“

Ruland blieb stehen, wie in einem Bann befangen. „Das sind keine Grenzwächter, Fräulein Bissy. Wir müssen warten, es scheint etwas Besonderes geschehen zu sein.“

Und bald tauchte Christian Herdegen und hinter ihm Vater Bargent zwischen den Bäumen auf. Beide waren vollkommen außer Atem, Bargent hatte fast überhaupt keine Luft mehr, er jappte zum Götterbarmen.

„Noch besser haben Sie nicht laufen können, verdammt noch mal! Da soll man sich nicht die Schwindelkracht holen! Wenn mein Hausarzt das erfährt, der dreht Ihnen glattweg den Hals um.“

„Wollen Sie uns nicht erklären —?“ stotterte Willi Ruland. „Warum verfolgen Sie uns?“

„Warum rennen Sie mitten in der Nacht mit einem jungen Mädchen durch den Wald? Vermutlich wollten Sie Blaubeeren für den Frühstückstisch sammeln, Sie?“

„Jeder kann machen, was er will!“

„So, glauben Sie? — Eine schöne Antwort! Und dafür rennt man sich die müden Beine aus dem Leib.“

„Ich habe Sie nicht darum gebeten!“

„Himmelbombenelement! Da könnte einem beinahe das Fluchen ankommen. Wenn Sie uns jetzt nicht sofort folgen, fliege ich allein nach Paris! Verstanden?! Wir werden ja dann sehen, wer zuerst drüben ist!“

Willi Ruland riß vor Erstaunen den Mund auf. „Was? Wie? Ich soll mit Ihnen —?“

„Na, endlich scheint der Großhase gefallen zu sein! Nun aber hurtig, Kinder! Hinten auf der Straße wartet das Auto. In zwanzig Minuten müssen wir in Köln sein. Alles Weitere erzähle ich Ihnen während der Fahrt. — Was ist mit Fräulein Bargent? Wollten Sie die etwa auch mitnehmen?“

Willi klärte den Kommissar mit ein paar Worten auf. „Sie würden Fräulein Bargent und mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie eine Möglichkeit finden.“

Herdegen überlegte einen Augenblick. „Na, meinetwegen! Es ist zwar eine Eigenmächtigkeit, die ich kann verantworten kann, aber wenn es ihr gefällt, als blinder Passagier mitzukommen — ich will nichts gesehen haben.“

„Wunderbar! Aber wie kommt Herr Bargent — ich dachte, er sei verhaftet worden?“

„Bin ich auch!“ bekannte Bargent freimütig, während er nach seiner Tochter schielte. „Man hat mir nur einen kleinen Urlaub bewilligt. Nun komm schon, Bissy! Die paar Stunden, die wir noch beisammen sind, werden wir uns hoffentlich vertragen!“

Da der Chauffeur des Wagens ein wahres Hölletempo vorlegte, erreichten sie den Flugplatz in Köln schon einige Minuten vor der gemutmaßten Zeit.

Das Flugzeug aus Berlin war bereits angekommen und stand wartend auf dem Rollfeld. Der Pilot, in dicht schließender Ledermütze, begrüßte seinen Kollegen mit einem kräftigen Händedruck. Dann schaute er bestrahlt auf die übrigen.

„Was denn, diese Leute hier wollen alle mit?“

„Aber gewiß! Das werden wir alles schön verstaunen! Das Mädel fliegt schwarz. Also weggucken, wenn sie einsteigt!“

„Ach du mein heiliges Schwabenland!“ stöhnte der Pilot. „Na, da wolle mer'sch halt richtiger!“

Der alte Christian

Eine Weihnachtsgeschichte von Horst Brachvogel

Morgens um vier stand Christian, wie gewöhnlich, auf; er war ein fast neunzigjähriger Mann und konnte, wie die meisten alten Leute, um diese Zeit keinen Schlaf mehr finden. Wenn es Sommer und schon hell war, pflegte er dann zu arbeiten, auf dem Hof, im Stall oder auf seinem kleinen Feld. Aber jetzt war Winter, es war dunkel, draußen und drinnen, die Petroleumlampe wollte er nicht anzünden, Petroleum kostete Geld, so tastete er sich vorsichtig durch die große Bauernstube, machte mit ein wenig flammen und zitterigen Fingern Feuer im Ofen und wartete auf das Tageslicht.

Er tat nichts anderes. Er lauschte auf das Schlagen der alten Ruckstuhls, sie schlug fünf und halb sechs und sechs, halb sieben, sieben, er lauschte auf den Rarm des erwachenden Hühnervolkes im Stall. Durch die stumpfen, matten Glascheiben fiel dämmriges Morgenlicht. Christian verließ den wärmenden Ofen und machte sich an die täglichen Arbeiten, schippte den in der Nacht vor dem Haus angewehenen Schnee fort, streute den Hühnern Körner in den Stall und sah nach der Kuh.

Am Vormittag kam der Landbriefträger durch den Schnee gestampft und klopfte an die schwere Bohlentür des kleinen, niedrigen, strohbedeckten Häuschens, das sich fernab dem Dorf in einer Bodenseite versteckte und von der Landstraße aus kaum, von dem etwas höher gelegenen Wald nur bei genauerem Hinsehen zu erkennen war, denn die Farbe von Dach und Wänden war die Farbe der Erde oder der Baumrinde, die Fenster waren stumpf, die Sonne spiegelte sich nicht in ihnen, ein hoher Schneewall hatte alles ummauert.

Als sich auf das Klopfen im Haus nichts regte, trat der Briefträger ein, legte einen Brief auf den Eichentisch und ging um das Häuschchen herum zum Stall, wo er den alten Christian fand.

„Ein Brief von deinem Sohn, Christian!“ rief er, denn Christian war in den letzten Jahren etwas schwerhörig geworden. „Ich habe ihn vorne hingelegt. Frohes Fest, Christian!“ rief er noch, zögerte etwas und stapfte dann wieder durch den Schnee zurück zur Straße. Er hätte vielleicht noch ein paar Worte mit Christian gesprochen, aber die Unterhaltung mit schwerhörigen, alten Leuten war eine Plage, und heute war Heiligabend, er wollte seinen Dienst schnell erledigen.

Christian humpelte aus dem Stall. Er sah den Briefträger schon hinter der nächsten Bodenleiste verschwinden, so gab er es auf, ihm nachzurufen und ihn zu bitten, den Brief vorzulesen. Seine eigenen Augen waren zu schwach zum Lesen, auch die Brille half nicht viel. Er nahm den Brief, wog ihn unschlüssig in der Hand und steckte ihn in die Tasche seiner dicken verschliffenen Jacke. Am Nachmittag, nach dem Kirchgang würde er wieder den alten Pfarrer darum bitten.

Auch berührte es ihn nicht mehr sehr, was sein Sohn ihm schrieb, es hatte Zeit. Vor einem Jahr war es noch anders gewesen. Damals war Christians Frau gestorben, und Christian für den Winter in die Stadt zu seinem Sohn gegangen. Er war nicht lange dort geblieben. Er war zu alt, um sich an das Stadtleben zu gewöhnen, er hatte es selbst empfunden, daß er auch zu alt war, sich in den Haushalt seiner Schwiegertochter einzufügen, ein Dausbali, in dem sich alles nach der Uhr, nach Kalen-

„Sag, was du willst, Wiensch!“ meinte Töne Harrings und trakte sich bedenklich am Hals. „Mir gefällt die Geschichte nicht. Ich habe so ein mulmiges Gefühl, und das ist ein schlechtes Zeichen.“

Selbstverständlich war auch Otto Gzibulka anwesend und ließ seine Meinung hören. „Du bist ein ewiger Niesmacher. Töne! Wie wundest, daß du damals nicht Pauli Sauer hoh bedeutam seinen etwas dicken Zeigefinger. Er weiß nicht, daß wir ihn durchschaut haben. Darin liegt unser großer Vorteil. Während er glaubt, uns eine Falle zu stellen, machen wir es gerade umgekehrt.“

Vor Angst das Knieklottern bekamst, als du in der Friedrichstraße mit Paula auf der Kiste gesessen hast.“

„Fangt nicht schon wieder zu streiten an, ihr Idioten! Seht lieber zu, daß wir zu einem Ergebnis kommen! Wir werden also diesem falschen Fußfänger von Maquinet ordentlich den Mund nach unseren Schätzen wässrig machen. Wenn er dann —“

(Fortsetzung folgt)

der und Dienstzeiten richtete. Die einzige Freude, die Christian blieb, war sein zwanzigjähriger Enkel, und als der aus dem Haus ging, kehrte Christian zurück zu seinem kleinen Grundstück und lebte wieder sein Leben, das sich nach Jahreszeiten, Sonne und Wetter richtete.

Sein Leben war einsam geworden. Er empfand es an diesem Heiligabend, als er die Stiefel blank putzte, den derben Knotenstock hervorholte und sich zum Kirchgang zurechtmachte, zum ersten Male. Einmal im Monat brachte ihm der Briefträger die Altersrente, einmal in der Woche kam jemand aus dem Dorftrug, brachte Brot und holte die Erzeugnisse von Christians Hof, sonst hatten ihn die Menschen wohl im Laufe der Zeit vergessen.

Er war mit dem Alter empfindlich geworden, der alte Christian, vielleicht zu empfindlich. Vielleicht bildete er sich manches ein. Aber er war nicht verbittert. Es war nur ein wenig Behmut und Verlassenheit und Erinnerung an die Zeit, da er im Mittelpunkt des Dorflebens stand, da er auf dem Gutshof die rechte Hand war, da er im Gasthof und in der Kirche einen Ehrenplatz hatte.

Bedächtig ging er und vorsichtig, Schritt für Schritt, durch den hohen Schnee. Es hatte mittags getaut, jetzt froh es wieder, der Weg war glatt. Er stützte sich fest auf seinen Stiel, blieb stehen, ruhete ein wenig, atmete tief und leise rasselnd, er wog nach alter Gewohnheit die Wetterausfichten und arbeitete sich weiter.

Er war einer der ersten in der verwitterten Dorfkirche, aber der Platz, den er innegehabt hatte, soweit er sich erinnern konnte, war besetzt; er setzte sich still in das Seitenschiff. Die Kirche war noch fast leer, nur wenige Lampen brannten, aber es war warm, er brauchte nur Wärme, um vor sich hinträumen zu können.

Menschen gingen an ihm vorbei. Er kannte sie alle. Die Bauern von den großen Höfen mit Frauen und Kindern, der Schmied, dem er noch vor ein paar Jahren geholfen hatte, der Lehrer, der mit seinem Sohn zusammen die Schule in der Stadt besucht hatte, und da kam der Gutsherr, dem er vor — waren es zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre — dem er damals mit einem glühenden Eisen die Wundwunde des tollwütigen Hundes ausgebrannt hatte. Da waren sie alle und gingen an ihm vorbei, grüßten nach allen Seiten, aber ihn sahen sie nicht, weil er sich in seine Ecke drückte.

Neben dem Altar wurden die Lichter der beiden großen Tannenbäume angezündet, die Glocken begannen zu läuten, die Orgel tönte, es war warm, die Stimme des Pfarrers erklang. Christian hörte sie wie aus weiter Ferne, und er dachte an die Zeit, da er als Junge die Blasebälge der Orgel getreten hatte, dachte auch an seine Frau, die tot war, an seinen Sohn, den er nicht verstand, an sein Enkelkind, das einzige, worum er sich sorgte und was ihn in den Briefen seines Sohnes anging.

Der Gottesdienst war vorbei. Gesang und Orgel verstummten, der Pfarrer war vor die Kanzel getreten, verlas allgemeine Mitteilungen, gab Aufgebote bekannt, dankte für Spenden, dann fiel Christians Name. Christian erschraf. Sein Brief fiel ihm ein und die Frage, was man von ihm wollte.